

Naturalistische Aufzeichnungen aus der Provinz Rio de Janeiro in Brasilien.

Von H. T. Peters. Veröffentlicht von Dr. Chr. Schröder.

IV.

(Mit einer Abbildung.)

Von dem Häuschen, in dem ich die erste Nacht geruht, bis zur Brücke über den nahen Fluß, den Rio de St. Antonio, führt eine Allee von Palmen, deren Schäfte etwa 9 bis 12 m Höhe bei 30 cm Durchmesser haben. Es ist die *Acrocamia sclerocarpa*, die Macauba der Brasilianer. Ihre Kronen bestehen aus acht bis zehn Wedeln. Diese sind etwa 4 bis 5 m lang, mit ca. 60 cm langen, in der letzten Hälfte schlaff herabhängenden, büschelig gehäuften Fiedern. Die fast zwei Meter lange Blütenhülle ist keulenförmig und entspringt dicht unter der Blattkrone. Sie steht etwas bogig aufwärts und öffnet sich durch einen seitlichen Längsspalt. Aus ihr hängt ein strohgelber, reicher Blütenbüschel herab, in Form und Farbe einer reifen Hafergarbe zu vergleichen. Die Blütenhülle ist nun holzig, nimmt die Form eines kleinen, umgestürzten Bootes an und wird gewöhnlich nach Jahresfrist, nicht ohne Gefahr für die Passanten, abgeworfen. Die Hauptblütezeit fällt in den September. Die runde Frucht von der Größe einer Walnuß besteht aus einem steinharten Kern, umgeben mit einer nur dünnen Schicht eines etwas faserigen, gelben Fleisches, das genießbar ist und süß-säuerlich schmeckt.

Eine Fortsetzung dieser Palmenallee bildet jenseits der erwähnten Brücke bis zum Städtchen ein anderer Baum, der bezüglich seines Wuchses und seiner Belaubung an unsere Ulme erinnert. Die unbedeutenden violetten Blümchen stehen an den Enden der Triebe in den Blattwinkeln. Diese Blätter aber sind, soweit der Zweig blüht, schön violettrot gefärbt. Der Anblick dieser Bäume während ihrer langandauernden Blütezeit ist ein bezaubernder.

Nicht in der Höhe von Nova Friburgo, aber in niederer Gegend wächst eine Palmenart im Walde, doch nur als Unterholz, denn ihr Stamm erreicht schwerlich über 3 m Höhe. Ihre langen Wedel mit horizontalen, oft etwas aufgerichteten, schmalen, hellgrünen

Fiedern strecken sich rings nach allen Seiten, und die Mittelrippe ist auf der Unterseite von der Basis bis zur Spitze mit abwärts gerichteten, paarig stehenden, schwarzen, abgeplatteten und 12 cm langen Stacheln besetzt.

So interessant diese hübsche Palme ist, so lästig kann sie mit ihrer furchtbaren Bewaffnung werden. Die langen Stacheln geben vorzügliche Zahnstocher und werden viel als solche benutzt.

Eine ausgezeichnet schöne, majestätische Palme, hier „Palma real“ oder Königspalme genannt, sah ich im botanischen Garten in Rio de Janeiro. Sie bildete hier eine Allee von 51 Baumpaaren, die einen wahrhaft großartigen Eindruck machen.

Der Schaft ist in seinem unteren Teile vollkommen cylindrisch, graubraun von Farbe, wohl 18 bis 20 m hoch und hat in seiner ganzen Länge ca. 1 m voneinander entfernte, erhabene Ringe, so daß man meinen sollte, er sei von Menschenhand aus grauem Granit gemeißelt. Über diesem geringelten Teil des Stammes folgt ein ca. 6 m langer, glatter, grüner Schaft, der an seiner Spitze die riesigen Wedel trägt. Seitlich an diesem Schaft entspringen die großen, gelben Blütenbüschel. Ich schätzte die ganze Höhe der Bäume, die unter sich fast gleich waren, auf 25 bis 30 m.

Die Kohlpalme, *Euterpe oleracea*, ist in den tieferen Lagen um Nova Friburgo häufig, wo sie in der Nähe der Gebirgsflüsse wächst. Ihr Schaft ist oft 9 bis 12 m hoch, kerzengerade, verhältnismäßig sehr dünn und in der Stärke nach oben wenig abnehmend. Häufig ist diese Palme mit verschiedenen Baumfarnen, von denen einige Arten ebenfalls die Nähe des Wassers lieben, untermengt, und es gewährt einen reizenden Anblick, von irgend einer Höhe aus auf das schäumende, rauschende, über Felstrümmer sich hinstürzende Bergwasser, eingesäumt und beschattet von diesen zartgefiederten Wedeln, hinabzuschauen.

Die Herzblätter dieser Palme werden unter dem Namen „Palmkohl“ gegessen und schmecken fast wie unser Weißkohl. Man fällt gewöhnlich sechs bis acht dieser schönen Bäume, um ein mäßiges Gericht zu erhalten.

Trotz der Schönheit, großen Üppigkeit und unendlichen Mannigfaltigkeit der Pflanzenwelt erweckt der Urwald auf den Neuling, wenigstens anfänglich, ein drückendes, unheimliches Gefühl. Es fehlt dort die freie Bewegung wie der Fernblick. Man fühlt sich wie gefangen in diesen undurchdringlichen Dickichten.

Oben ragen die Baumkronen, die sich fast ohne Ausnahme mehr horizontal als pyramidal gestalten, so dicht ineinander, daß der Blick aufwärts gehemmt wird. Das Unterholz, das unendliche Heer der Schlingpflanzen wie die verschiedenen Bambusarten wehren jedes Abweichen vom Pfade und hemmen den Fernblick nach jeder Richtung. Kein Vogelgesang ertönt. Wie unbelebt, wie ausgestorben liegt der düstere, undurchdringliche Wald in einer geradezu unheimlichen Ruhe.

Namentlich um die Mitte des heißen Tages hört man selten einen Laut, es sei denn, daß etwa ein Tukan seinen rauhen Ruf hören ließe, oder eine Schar Papageien über den Baumkronen manövrierte, sich durch krächzende Zurufe verständigend. Doch das kommt nur vereinzelt vor. Sowie die Vögel einfallen, geben sie keinen Laut von sich. Nur am frühen Morgen und gegen Sonnenuntergang ist der Wald etwas belebter; dann aber ist es auch aus verschiedenen Gründen ratsam, ihn zu meiden.

Eine Eigentümlichkeit des tropischen Waldes ist die Verteilung der unendlich verschiedenen Baumarten. Man sollte doch meinen, daß namentlich die Arten mit ungeflügeltem Samen sich, gruppenweise zusammenstehend, finden müßten. Das ist aber nicht der Fall, denn stundenlang kann man gehen und findet fast nie eine Gruppe derselben Pflanzenart. Ficoideen, Papilionaceen, Mimosaceen und Caesalpiniaceen sind die vorherrschenden.

Eine fernere Eigentümlichkeit ist die auffallende Beschaffenheit vieler Baumwurzeln. Diese sind seitlich flachgedrückt, ragen in der hohen Kante oft mannshoch

aus dem Boden und verlaufen noch höher in den Stamm.

Von den oft sehr schönen Blüten mancher Bäume sieht man im Walde wenig, denn sie werden dem Blick durch die Höhe der Stämme, durch das dichte Unterholz und die Schling- und Schmarotzerpflanzen entzogen. Steht indes ein solcher Baum auf einer gelichteten Stelle, so zeigt er seine ganze Pracht.

Zu den schönsten Bäumen gehört besonders eine *Bombax*-Art (*Peinera* d. Br.). Der Baum wird sehr stark, hat zierliche, fingerförmig geteilte Blätter, und seine Blüten, die getrennten Geschlechts sind, und die er zu Tausenden bringt, gleichen denen der schönen, japanischen Lilie (*Lilium lancifolium*) sowohl in Größe und Form, wie in Farbe. Die Frucht gleicht einer mittelgroßen Gurke. Die erbsengroßen, runden, schwarzen Samen liegen in sehr weicher, feiner, hellbrauner Wolle eingebettet. Die ganze Frucht ist mit dieser Wolle erfüllt, die zu mancherlei Zwecken Verwendung findet.

Auch verschiedene Arten der *Rhexia* gehören zu den schönsten Blütenbäumen. Sie sind mittlerer Größe, mit handgroßen, blauen Blumen in reichster Fülle geschmückt. Zur Blütezeit dieser Bäume erscheinen durch sie manche Berghänge ganz blau.

Zu den prächtig blühenden Bäumen gehören besonders verschiedene Schmetterlingsblütler, zum Teil mit aufrecht getragenen Rispen großer, gelber Blumen. Hierher gehört auch die schon erwähnte *Erythrina corallodendron* (*Sanandu* d. Br.), dessen Blütezeit in den Oktober fällt.

Ein starker Baum, mit einer an unseren Haselstrauch erinnernden, nur größeren und robusteren Belaubung, trägt schöne, schneeweiße Blumen in langzipfeligen, braunen Kelchen von der Größe einer Tulpe. Wieder ein anderer Baum macht sehr starke, lange, gerade Triebe, die sich im nächsten Jahre mit gleicher Kraft der Entfaltung im spitzen Winkel gabeln. Die großen, sieben- bis neunfingerig geteilten Blätter sind abfällig. Der Baum steht in der trockenen Jahreszeit wie ein nacktes Gerippe da, aber mit Beginn der Regenzeit tragen die steif aufrecht stehenden, entlaubten, vorjährigen Triebe sämtlich an den Spitzen ganze Kränze von

großen, lebhaft gelben Lippenblumen und setzen nach der Blüte runde, bei der Reife hochrote, aber ungenießbare Früchte an.

Ein zu den Caesalpiniaceen gehörender, bedornter Baum hat ein fast handgroßes, breitlanzettliches Blatt, das sich in der vorderen Hälfte in zwei Spitzen teilt und an den gespaltenen Huf eines Wiederkäuers erinnert; daher der brasilianische Name „Onha de Boi“, Kuhklaue. Die Blume besteht aus fünf langen, schmalen, rein weißen Petalen, von denen zwei aufgerichtet und wellig gekräuselt sind, während drei schlichte sich abwärts neigen. Die Frucht ist eine lange, flache, glänzend braune, sehr hartschalige Hülse, die bei der Reife, wenn nach einem Regen die Sonne recht heiß brennt, mit einem scharfen Knall aufspringt. Hunderte von Hülsen platzen dann in wenigen Minuten, streuen die rotbraunen, linsenartig flachen Samen rings umher, und das dadurch verursachte Geknatter ist weithin hörbar.

Zu den Bäumen, die weniger durch die Schönheit ihrer Blumen als durch ihren Habitus auffallen, gehören vor allen die *Cecropia palmata* und *C. concolor* (Bauba d. Br.), erstere mit unten weißfilzigem, letztere mit glattem Blatt. Das Laub, sowie die in Büscheln stehenden, langen Blütenkätzchen sind die Nahrung des Faultieres. Der Baum hat einen hohlen Stamm, der durch Querwände gegliedert ist und äußerlich geringelt erscheint. Er treibt in der Jugend bis über Manneshöhe Wurzeln, die sich nach allen Seiten schräge in den Boden senken, hier festwurzeln und Armesdicke erreichen. Der unter dem Entstehungspunkt dieser Wurzeln befindliche Teil des Stammes nebst der ursprünglichen Pfahlwurzel stirbt bald ab, und der Stamm steht jetzt nur auf dieser Wurzelpyramide. Er verzüngt sich nach oben wenig, ragt gewöhnlich weit über die ihn umgebenden Bäume hinaus und teilt sich hier erst quirlförmig in lange, bogig nach oben gerichtete, nackte Äste, die wie die Arme eines riesigen Kandelabers aussehen. Sie tragen an ihren Enden einen Büschel von fingerförmig geteilten, ca. 1 m Durchmesser haltenden Blättern. Da diese bei der *C. palmata* auf der Unterseite silberig, weißfilzig sind, geben sie dem Bergwalde an steilen Lehnen, wo sie zahlreich vorhanden sind, ein ganz eigentümliches Aus-

sehen, weil man dann nur die silberweiße Unterseite der großen Blätter schaut.

Ein anderer Baum macht ungewöhnlich starke Triebe, deren Rinde in den ersten Jahren hellgrün bleibt. Er erreicht eine bedeutende Höhe, und seine Belaubung besteht aus unpaarig gefiederten Blättern, deren einzelne Fiedern ca. 60 cm Länge bei 30 cm Breite haben, hellgrün und lederartig sind.

Wieder ein anderer gleicht unserer Silberpappel; das Blatt aber ist 45 cm lang bei entsprechender Breite und unten nicht weißfilzig wie bei dieser, sondern glatt und silberig schimmernd.

Die Bäume des Urwaldes stehen durchaus nicht dichter wie in unseren Wäldern; auch sind bei weitem nicht alle von ungewöhnlicher Stärke, sondern die mächtigen Urwaldsriesen stehen hier und da vereinzelt zwischen schwächeren Stämmen. Ich wüßte überhaupt nicht, Stämme von viel über 2 m Durchmesser getroffen zu haben.

Unter den vielen Bäumchen und Sträuchern, die das Unterholz des Waldes bilden, sind es vor allen die Melastomaceen, welche durch Größe, Eigentümlichkeit und Schönheit ihres Laubwerks auffallen. Die wenigen Seitenrippen ihrer Blätter entspringen an der Basis der Mittelrippe und laufen mit ihr parallel. Die so entstandenen Längszwischenräume sind aufs zierlichste quer gegittert.

Bambusdickichte sind häufig. Wir fanden fünf bis sechs verschiedene Arten, unter denen die *Bambusa taquara* die stärkste ist. Sie treibt in der Regenzeit unbelaubte, kerzengerade Schäfte von 9 bis 12 m Höhe bei 8 bis 10 cm Durchmesser, deren Glieder von einem Knoten zum andern ca. 1 m haben. Später, durch Verzweigung und Belaubung zu sehr belastet, legen sich dann diese Riesenhalme bogig nach allen Seiten, bilden unter den hohen Baumkronen ein zweites Laubdach und ersticken alle niedrigeren Pflanzen, soweit sie diese überdecken.

Wo dieser Bambus sich über Reitpfade hinlehnt, wird er durch die aus Mangel an Licht und Luft vergeilten Seitentriebe, die wie Stricke von oben herabhängen, sehr gefährlich; denn ihre Endknospen, die sehr hart und scharf zugespitzt sind, biegen sich wie Angelhaken nach oben. Sie erfassen

den ahnungslosen Reiter an der Kleidung, ohne daß er es spürt, und geben anfänglich nach; dann aber bei der Fortbewegung des Reittieres reißen sie das einmal Erfasste unfehlbar durch. Ein weiteres Nachgeben ist nicht möglich, und an ein Abbrechen oder Zerreißen der zähen Bambustriebe ist nicht zu denken.

Glücklich ist der Reiter, wenn er mit zerrissener Kleidung davonkommt; denn oft setzt es böse Fleischwunden, die, weil die Muskelfaser nicht zerschnitten, sondern buchstäblich zerrissen wird, in Eiterung übergehen, schwer und langsam heilen und leicht lebensgefährlich werden können.

Das schilfartige Laub der Bambusarten ist das wichtigste Futter, welches der Wald den Maultieren und den Ochsen bietet, die in der Regel nach geleisteter Tagesarbeit sich im Walde selbst ihr Futter suchen müssen.

Die Schlingpflanzen oder Lianen bezeichnet der Brasilianer mit dem gemeinschaftlichen Namen „Cipo“. Sie sind ungemein artenreich, und der Wald ist von ihnen erfüllt. Nächst den Bambusen sind sie es, die ihn so unzugänglich machen, daß man bei jedem Schritt, den man von den hier und da vorhandenen Tierpfaden abweicht, sich mit dem Hiebmesser durchzuhauen gezwungen ist.

Manche dieser Schlingpflanzen blühen sehr schön, aber nicht oft hat man die Gelegenheit, die Schönheit dieser Blumen in der Nähe zu bewundern, da sie gewöhnlich erst hoch in den Kronen der Bäume, wo das direkte Sonnenlicht ihnen zugänglich ist, zur Blüte gelangen. Unter ihnen giebt es eine sehr merkwürdige, zu den Ficoideen gehörende Art, hier „Cipo matador“ genannt, die mit vollem Recht als Baunwürger bezeichnet wird.

Der Stamm dieser Pflanze schmiegt sich dem des umklammerten Baumes so innig und energisch an, daß ihr Stamm an der Berührungsstelle abgeplattet, oder vielmehr, der äußeren Rundung des Stammes seines Opfers entsprechend, konkav erscheint. In meterweiten Abständen treibt der „Cipo“, der an dem Baum, ohne diesen zu umwinden, gerade aufwärts wächst, zwei gegenständige, bei starken Exemplaren fast armesdicke Klammervurzeln, oder wohl richtiger

zu Klammern umgebildete Äste, die ebenso innig den Baum umfassen und daher sich ebenfalls an der Berührungsfläche abplatten. Beide Klammern vereinigen sich auf der entgegengesetzten Seite ihres Ursprunges zu einem geschlossenen Ringe, und zwar so vollkommen, daß der Vereinigungspunkt nicht zu erkennen ist.

Die Pflanze muß einen ganz enormen Druck auf den umklammerten Stamm ausüben, und ihre Ringe müssen durchaus unnachgiebig sein, denn der letztere schwillt in den Zwischenräumen von einem Ring zum anderen bauchig an. Natürlich wird durch diesen Druck die Saftcirculation des umschlungenen Baumes in hohem Grade gehemmt. Dazu steigt der Schlinger zuletzt über die Krone seines Trägers hinaus; sein eigener Stamm rundet sich hier, die Bildung von Klammern hört auf, und er selbst entwickelt nun eine eigene, in gewöhnlicher Weise verzweigte, mit ovalen, zugespitzten, dunkelgrünen, etwas lederartigen Blättern dicht belaubte Krone, die dem Umstrickten bald Licht und Luft nimmt und das Absterben des letzteren beschleunigt.

Doch auch des Würgers Tage sind nun gezählt, denn der abgestorbene Stamm wird bald von Termiten, Käfern und deren Larven, wie von Ameisen durchbohrt und durchnagt; er zerfällt in Mulm und Staub, und der Würger verliert die Stütze, die ihn trug, biegt sich durch die eigene Last in sich zusammen und liegt jetzt, dem Skelett eines riesigen Reptils vergleichbar, am Waldboden, wo er von den nächsten Bäumen beschattet und bedrückt, verkümmert, absterbt und nun selbst von dem seinem Opfer bereiteten Lose ereilt wird.

Ob dieser merkwürdige Schlinger sich wirklich nur aus dem Boden und der feuchten Waldluft ernährt, oder ob er in der Umklammerung auch dem Baume, der ihn trug, die Säfte entzog, blieb mir zweifelhaft, denn leider unterließ ich es, die an sich leichte Probe zu machen und den Stamm des ersteren zu durchsägen. Würde nach einer solchen Operation der Schlinger nicht hinwelken, so wäre sein wirkliches Schmarotzertum erwiesen.

Ich fand übrigens einmal einen hohen, freistehenden Baum mit glattem, astlosem Stamm, der etwa in der Mitte seiner Länge



Cercopis spec.

Originalzeichnung für die „Illustrirte Wochenschrift für Entomologie“ von Dr. Chr. Schröder.

eine Höhlung hatte, die wohl durch nistende Papageien oder Spechte verursacht sein mochte. Hier hinein muß wohl eine Frucht des „Cipo matador“ gelangt sein, denn aus diesem Loche heraus war ein solcher gewachsen, hatte sofort seine Umklammerung

begonnen, den Wipfel erreicht und seine eigene Krone über der seines Trägers ausgebreitet. Es fragt sich in diesem Falle, woher hatte der „Cipo“ seine Nahrung, wenn nicht von seinem noch ganz gesund scheinenden Wirte?

*

*

*

Das in der Zeichnung dargestellte Insekt, eine *Cercopis spec.*, gehört zu den der Ordnung der „Schnabelkerfe“ (*Rhynchota-Hemiptera*) eingereihten „Zirpen“ oder „Cicaden“ (*Homoptera*), und zwar zu der Unterfamilie der „Singzirpen“ (*Cicadidae*). Die Männchen derselben besitzen am Grunde des dicken Hinterleibes ein Stimmorgan, welches einen laut schrillernden Ton hervorbringt. Zahlreiche Arten dieser Cicaden breiten sich über alle Erdteile aus, unter ihnen die größten über den heißen Gürtel. Sie leben besonders auf Bäumen und Sträuchern und halten sich als scheue Tiere am Tage zwischen den Blättern versteckt. Ihre Nahrung bieten ihnen die Säfte junger Triebe, in welche sie den „Schnabel“ hier und da einbohren; durch den Stich kann das Ausfließen eines süßen Pflanzensaftes veranlaßt werden, der z. B. bei der gemeinen

Esche, durch eine verwandte Art *Cicada orni* (Südeuropa) veranlaßt, an der Luft zum Manna erhärtet. Die Weibchen besitzen einen sägeförmigen Legebohrer zwischen zwei gegliederten Klappen. Der Körper der abgebildeten Species ist rein schwarz, bis auf die hell gezeichneten, orange gefärbten Teile des Halsschildes, welches dort nicht glatt, sondern mehrfach gefaltet erscheint. Dieses Orange findet sich sowohl an dem starkhäutigen Grunde der Flügel, deren weißliche, glänzende Membran von starken, bräunlichen Adern durchzogen wird, wie auch in der Färbung der Beine wieder, dort teils vom Schwarz verdrängt; auch die Unterseite des Hinterleibes und die den Legebohrer umfassende Klappe sind orange-farben gerandet. Das einzige Exemplar, welches mir vorliegt, ein Weibchen, stammt aus Brasilien.



Über die Familien- und Gattungsnamen der paläarktischen Macrolepidopteren.

Von Dr. Prehn.

Von jeher ist die Nomenklatur im Tierreiche den klassischen Sprachen entnommen worden, und es ist bei manchen Namen deutlich die Mühe zu erkennen, die seine Bildung gekostet hat, und wie schwer es war, das Kind zu benennen. Doch ist der Name selbst und seine Form ja gleichgiltig, da es nur darauf ankommt, daß unter demselben ein ganz bestimmtes Tier verstanden wird. Nicht uninteressant dürfte vielleicht die Beantwortung der Frage sein, was denn eigentlich bei den Lepidopteren die Namen bedeuten, und mit welchem Rechte sie den einzelnen Familien und Genera beigelegt worden sind. Dabei wird sich herausstellen, daß die Benennungen jener der griechischen oder lateinischen Mythologie entnommen sind, während die der Gattungen

sich aber meist auf den fertigen Falter, seltener auf die Raupe beziehen.

Was die Tagfalter betrifft, so sind die *Papilionidae* nach dem lateinischen papilio, Schmetterling, benannt worden, so daß also eine allgemeine Bezeichnung auf die einzelne Familie der Schwanzfalter übertragen und diese Familie gewissermaßen als die Spitze der Lepidopteren, die Falter par excellence, hingestellt wurde. Die *Pieridae* stellen die lateinische Form des griechischen Pierides, des Beinamens der Musen, dar, den sie von der macedonischen Landschaft Pieris, der Heimat des alten Sängers Orpheus, haben. Der Name ist der Familie der Weißlinge, wahrscheinlich wegen ihrer Reinheit und Einfachheit in Farbe und Zeichnung, beigelegt worden; die Musen wurden als

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Illustrierte Wochenschrift für Entomologie](#)

Jahr/Year: 1896

Band/Volume: [1](#)

Autor(en)/Author(s): Schröder Christian

Artikel/Article: [Naturalistische Aufzeichnungen aus der Provinz Rio de Janeiro in Brasilien. IV. 437-442](#)